№ 265. Erstes Blatt.

Donnerstag, 12. November.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46.

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Redakteur: H. Holdheim in Berlin.

Für den Inseratentheil verantwortlich Eugen Cohen in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung", Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1891. — 39. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin:
Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf
Monatlich „ 1 „ 35 „
Wöchentlich „ — „ 35 „

Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3,35 Mk., Monat 1,10 Mk., Woche 30 Pf

Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4,50 Mark, preimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1,50 Mark

Einzelne Nummer: 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Ein Nachwort zur Friedenskonferenz.

Die Friedenskonferenz in Rom ist geschlossen. Zum erste Male ist das deutsche Volk würdig und gewichtig bei der Arbeit an der Verwirklichung des großen Gedankens vertreten gewesen, daß die sicherste Grundlage des Friedens in der Einsicht und dem Willen der Völker liegt und es also darauf ankommt, diesem Willen Klarheit und zielbewußten Ausdruck zu verleihen. Vergeblich sind die traurigen Bemühungen der reaktionären, der bureaukratischen, der verzeppelten oder in superklugen Anschauungen befangenen Gegner des großen Gedankens in Deutschland gewesen, wenigstens den deutschen Anhängern desselben die Teilnahme durch Hohn, durch Spott, selbst durch Beschimpfung und Verleumdung zu verleiden. Auch nachdem die vollendete Tatsache vorlag, verstanden sie es nicht, sich mit Anstand in dieselbe zu finden, sondern setzten ihre nörgelnden und teilweise im hohen Grade unwürdigen Angriffe fort, vollständig unbekümmert darum, ob dem deutschen Namen, dessen Ehre sie sonst stets im Munde führen, auf diese Weise gedient wird. Man suchte die gleichgiltigsten Dinge hervor, um daran seinen Witz zu üben; man sprach mit überlegenem Lächeln von Utopie, weil das Riesenwerk nicht im Handumdrehen fertig ist, und wenn das alles nicht genügte, so färbt und verdreht man die Berichte, um die ganze Arbeit in's Lächerliche zu ziehen.

Wenn die Gegner des großen Gedankens den Mut und die Ehrlichkeit hätten, aus ihren eigenen Worten überall die natürlichen Konsequenzen zu ziehen, so müßten sie jetzt entweder beschämt eingestehen, daß sie vor Kurzem tendenziösen Unsinn geredet haben, oder die eifrigsten Anhänger des Gedankens sein, den Entschluß zur Friedensbewahrung in den Gemütern der Völker zu pflegen.

Es ist nur wenige Wochen her, daß ein Wort des verstorbenen Feldmarschall Moltke die Runde durch die deutsche Zeitungswelt machte, und von der reaktionären und Kartellpresse mit besonderem Behagen in einseitigster Weise ausgelegt und für ihre Parteirichtung verwertet wurde. Der Feldmarschall hatte einmal gesagt oder geschrieben, daß die Gefahr der zukünftigen Kriege in den Leidenschaften der Völker liege, daß die Regierungen von dem ernsten Entschlusse, den Frieden so lange, wie nur irgend möglich zu erhalten, erfüllt seien, aber möglicherweise von den aufgeregten und wider einander erbitterten Völkern, sehr wider ihren Willen, zum Kriege gedrängt werden könnten. Die reaktionäre und Kartellpresse war flugs bei der Hand, die ganze Autorität des Verstorbenen für diese Worte in Anspruch zu nehmen, sie für eine keinen Widerspruch duldende Wahrheit zu erklären und, selbstverständlich, die Schädlichkeit und Verderblichkeit einer größeren Selbstbestimmung der argen, kriegswütigen Völker und die Notwendigkeit einer Stärkung der Macht der friedliebenden Regierungen daraus zu folgern. Aber das Natürlichste folgerten sie daraus selbstverständlich nicht: nämlich, daß man das Uebel an der Quelle heilen, die Gefahr mit der Wurzel ausreißen, der Kriegswut der Völker bei den Völkern begegnen müßte. Wenn es wirklich die Leidenschaften der Völker sind, welche den Frieden fortwährend bedrohen, was ist dann notwendiger, als diesen Leidenschaften bei den Völkern selbst entgegen zu wirken; was törichter und abscheulicher zugleich, als einer friedlichen Einwirkung auf die Gemüter der Völker, als den Versuchen, die Völker für den Friedensgedanken zu gewinnen, sich entgegen zu stemmen? Aber unsere Gegner verweigern das Eine und tun mit aller Macht das Andere. Das ist ihnen Vernunft, das ist ihnen Sittlichkeit!

Der Ausspruch des Grafen Moltke ist in der Form, in welcher er getan worden und durch die Zeitungen gegangen ist, falsch; er ist zum Mindesten einseitig, schief und ungerecht.

Es ist nicht wahr, daß in der Stimmung der Völker die Kriegsgefahr steckt; es ist vor Allem nicht wahr, daß sie in ihnen steckt, im Gegensatz zu der Friedensliebe der Regierungen. Dagegen ist es richtig, daß die Völker insofern eine Mitschuld an Krieg und Kriegsgefahr tragen, als sie es bisher nicht verstanden haben, sich den Kriegsgelüsten, den frivolen und leichtfertigen Kriegsgelüsten genügend kräftig entgegenzustemmen. Der Anstoß zum Kriege, zu einem nicht für die bedrohte Existenz selbst geführten, also unvermeidlichen, sondern zu einem vor dem Richterstuhle der höheren Sittlichkeit ungegründeten, frevelhaften Kriege geht nie von den Massen aus, sondern stets von herrschenden Gruppen, welche dabei ein Sonderinteresse im Auge haben oder der Stimme einer Sonderleidenschaft folgen, und oft genug — von den Regierungen selbst. Das wird durch klare, bis in die jüngste Zeit sich erstreckende Tatsachen dargetan. Der Krieg Frankreichs gegen Deutschland war das Werk teils einer ultramontanen Hofclique, teils der Regierung, welche mit Hilfe der Kriegsbegeisterung die drohende Volksstimme übertäuben und zum Schweigen bringen wollte. Die wilde panslavistische Strömung, welche Rußland in den unheilvollen Krieg von 1877 trieb, war auf Antrieb, jedenfalls mit voller Zustimmung der Regierung angefacht worden, und daß sie der Regierung gelegentlich über den Kopf wuchs, ändert an dem Stande der Sache und der Schuld der Regierung nicht das Geringste. Wenn die preußische Regierung, nachdem sie den wahrlich nicht aussichtslosen Versuch, die Einheit Deutschlands durch den Willen des Volkes herzustellen, verächtlich von sich gewiesen hatte, achtzehn Jahre später dasselbe Ziel mit „Blut und Eisen" anstrebte, so war ein gewaltiger Beweggrund dafür der Wunsch, auf diese Weise aus dem schweren Verfassungskonflikt sich zu retten.

Aber gleichviel, ob die Regierungen oder die Völker die Urheber der Kriege sind, in jedem Falle ist es, wie schon ausgeführt, eine wichtige Aufgabe, den Friedensgedanken in den Herzen der Völker zu stärken, drohenden Kriegen durch Verständigung vorzubeugen, die Mißverständnisse, die Vorurteile der Völker nach Möglichkeit zu beseitigen. Deswegen verdiente der durch die Friedenskonferenzen der Volksvertreter der europäischen Staaten angebahnte Versuch, für diese Ziele in zweckmäßiger und tatkräftiger Weise zu arbeiten, die ernsteste Beachtung und wärmste Sympathie. Man kann mit dem Fortschritt, den die römische Konferenz auf dem Wege dahin machte, sehr zufrieden sein. Die erste Konferenz in Paris wurde kaum beachtet, die zweite in London 1890 erregte etwas größere, aber immerhin noch schwache Aufmerksamkeit, die dritte in Rom fesselte bereits das Interesse der ganzen Welt. 1889 betrug die Zahl der Teilnehmer 99, darunter kein Deutscher, 1890 betrug sie 116, darunter 4 Deutsche. In diesem Jahre war sie auf 200 gestiegen, darunter 16 Deutsche. Die Organisation der Konferenz ist weiter ausgebaut, die Annäherung zwischen den Politikern der einzelnen Länder enger, der Eifer für die Propaganda wesentlich erhöht worden. Angesichts dieser Entwickelung sind wir nicht im Zweifel, daß mit jedem weiteren Jahre die Bedeutung und Wirksamkeit der Friedenskonferenz sich heben und die am Wege stehenden Spötter und Zweifler zum beschämten Verstummen bringen wird. Dank und Anerkennung aber den wackeren deutschen Männern, die sich durch den breiten Strom von Uebelwollen und Unverstand nicht abhalten ließen, an dem schönen Werke mit Eifer und Hingebung mitzubauen.

Berlin, den 11. November 1891.

Fürst und Hofprediger. Mit großer Verachtung pflegt der Sohn des 19. Jahrhunderts auf frühere Jahrhunderte zu blicken; im allgemeinen nicht mit Unrecht. Aber zuweilen kann ihn doch ein Gefühl tiefer Beschämung beschleichen, wenn er auf Erscheinungen in der Vergangenheit stößt, die als leuchtendes Muster der Gegenwart vor Augen gestellt werden könnten. Dieses Gefühl beschlich wenigstens uns, als wir heute in der „Münch. Allg. Ztg." folgende Reminiscenz aus dem 16. Jahrhundert lasen:

Am 13. Juli 1595 schrieb der Herzog Friedrich von Württemberg an seinen Hofprediger Dr. Andreas Osiander: „Ich hab nuhn Mher über die 26 Jahr Authier Hoffprediger gehört. Aber nie so unhöffliche und hochdrabende Als jetzo Ein Jahr. Da doch die Hoffprediger Etwas höfflicher und bescheidener sein sollten, Als die Gemeine Dorffpfaffen, dann da man sie under denselben suchen solte, welch vil pfundt wachs und unschlicht drauf gehen würden. Friderich." — Am 14. Juli 1595, also tags darauf, gab der Hofprediger die Antwort. Er „bekennt gern, daß er sich umb höflichst Predigen nicht verstehe, sich auch großer Kunst und Eloquentz nie berhümt habe. Zur Hof-Predicatur habe er sich nicht geneldet, sondern sei „ohn all sein oder der seinigen Prospizieren" wider seinen Willen dazu gemacht worden. Er habe deshalb die „tröstliche Bedenkhung, daß er sich nicht selbs eingetrungen". „Ich waiß aber auch das wol," fährt der mutige Hofprediger fort, „daß fichs in reprehensione Vitiorum (im Tadel der Laster) auch zu Hof nicht vil prangen laßt, und dieweyl die hoflent so wol sündigen als die Baurslent, muß man Jnen auch das gietz so wol scherpffen als den Bauren: synttemahl im Reiche Gottes kein respektus der Personen gillt. Und than Ich nicht gedenkhen, daß E. F. G. als ein christlicher und hochverstendiger Fürst ob des gerechten Tadels der Sünden einiches mißfallen tragen."

So vor 300 Jahren. Heutzutage wagt es nicht einmal der Landpastor, seinem gnädigen Patron so unverblümt die Wahrheit zu sagen.

Vom Rhein her war gemeldet worden, daß in einigen amerikanischen Speckseiten Trichinen gefunden worden seien. Darüber schlug man nun wieder großen Alarm über die **Gefährlichkeit des amerikanischen Schweinefleisches,** anstatt einfach zu fordern, daß der Bundesrat von der Befugniß, eine nachträgliche Untersuchung in Deutschland einzuführen, Gebrauch mache. Aber der Lärm war an sich sehr überflüssig. Denn nach einer Darlegung eines Professors der Hygyiene in der „Frankf. Ztg." dürften die vorgefundenen Trichinen todte gewesen sein. „Nach unseren sämmtlichen bisherigen Erfahrungen, schreibt derselbe, kommen die Trichinen des amerikanischen Schweinefleisches nicht in lebensfähigem Zustande nach Europa. Die durch das starke Räuchern oder Einsalzen bewirkte Wasserentziehung tödtet die Tiere in verhältnißmäßig kurzer Zeit ab, und so ist bisher noch kein einziger Fall von Trichinose durch den Genuß derartigen Fleisches bekannt geworden, auch nicht in

---

(Nachdruck verboten.)

Sittenbilder aus der neuen Welt.

Von Schaffmeyer.

Die Einwanderung und das Amerikanertum.

I.

Es giebt wohl kaum ein Land der Welt, das während der letzten dreißig oder vierzig Jahre sowohl in materieller, wie auch in sozialer Beziehung einen ähnlichen außerordentlichen Entwicklungsgang durchgemacht hat, wie die Vereinigten Staaten, und keine Gesellschaft, auf welche von außen her solche mannigfachen und tiefgehenden Einflüsse gewirkt haben. Durch das Zusammenwerfen der ungeheueren Menschenschaaren aus fast allen Teilen der Welt mit den durch Generationen im Lande Ansässigen ist ein unaufhörlicher Gährungsprozeß entstanden, der im Westen und Süden der Union auch heute noch fortdauert, im älteren und bevölkerten Osten dagegen allmählich Erscheinungen an die Oberfläche gefördert hat, welche das Gepräge der Stabilität an sich tragen. Man darf vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß die Einwanderung im Osten ihre Mission erfüllt hat, und dort macht sich denn jetzt auch eine Stetigkeit der Entwicklung des Volkslebens geltend, wie man sie in Europa findet. Im ganzen Zuschnitt des Lebens liegt Newyork heute vielleicht der deutschen Reichshauptstadt näher, als der bedeutendsten Stadt der pacifischen Küste: San Francisco.

Während dieser Gährungsperiode ist zwischen dem Eingewanderten und dem Amerikaner ein friedlicher, aber bedeutsamer Kampf des Kosmopolitismus gegen das Yankeetum ausgefochten worden, ein Kampf der freieren Sitten des kontinentalen Europa gegen den strengen und abweisenden Puritanismus, der Lebensfreudigkeit gegen die starren Satzungen einer dem Sinnengenuß feindlichen Kirche. Der Amerikaner, welcher auf seine Errungenschaften und Institutionen, auf die Größe und den Reichtum seines Landes stets mit nicht geringer Selbstzufriedenheit, in einer früheren Periode sogar mit der ganzen brüstenden Selbstüberhebung des Parvenus blickte, verhielt sich dem Fremden gegenüber, lange Zeit ablehnend. Politische Gleichheit freilich hatte er in seiner Konstitution allen Einwanderern gewährt und hat sie, mit alleiniger Ausnahme der Chinesen, die das Bürgerrecht nicht erwerben können und denen das Einwandern jetzt verboten ist, auch Allen bewahrt, allein in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen hielt er sich nach Kräften abgesondert. Je beschränkter sein Gesichtskreis war, desto mehr glaubte er sich berechtigt, auf das Ausländische verächtlich herabzublicken und desto mehr brüstete er sich mit seinen Institutionen, desto empfindlicher zeigte er sich auch gegen jedes absprechende Urteil. Dem Amerikaner jener Tage war der Deutsche der „Dutchman" und diesem Wort fehlte nicht eine starke Beimischung von Wegwerfendem, Verächtlichem, erst nach 1870/71 trat langsam der „German" an die Stelle, welcher volle Achtung genießt.

Freilich, im Vergleich zu diesem unaufhörlich andrängenden, riesigen Menschenschwarm, der Brod suchend sich über das Land ergoß, und im Anfange linkisch und unbeholfen in den neuen Verhältnissen herumtappte, konnte der Amerikaner sich ohne große Anstrengung wohl als ein überlegenes, vom Geschick bevorzugtes Wesen vorkommen, und wie der Pharisäer in der Schrift sich an die Brust schlagen und Gott danken, daß er nicht war wie jener Zöllner. Denn jener Zöllner präsentirte sich von seiner unvorteilhaftesten Seite und bildete in seiner täppischen Unbeholfenheit, in dem Fremdartigen seiner Erscheinung, seiner Unfähigkeit, sich verständlich zu machen und Andere zu verstehen, oft eine Figur von drastischer Komik, die karrikirt, verspottet wurde und deren der Volkswitz sich bemächtigte.

Im Laufe der Jahre aber drängte dieser ewig wachsende Schwarm nach Oben. Die Verhältnisse des Landes lagen derzeit so einfach und das Feld war so groß, daß der Strebsame, der Tüchtige mit überraschender Schnelligkeit Fuß fassen lernte, und schwamm er erst einmal im richtigen Fahrwasser, so trug ihn die Woge der kolossalen Entwickelung des Landes rasch aufwärts, oft zu schwindelnder Höhe. Das ist eben der große Segen der neuen Welt für Viele gewesen, daß sie mit dem Tage, an welchem sie den Fuß auf amerikanischen Boden setzten, keine Vergangenheit mehr, sondern nur noch eine Zukunft hatten und ihr bis dahin verfehltes Leben nicht länger wie eine Bürde auf ihren Schultern lastete. Sie hatten keine Rücksicht mehr auf Verhältnisse zu nehmen, denn Niemand kannte sie oder kümmerte sich um sie, nun mußten sie lernen, auf eigenen Füßen stehen und sich selbst helfen. Der Amerikaner hat ein Sprichwort: „Gott hilft dem, der sich selbst hilft" — aber wehe Dem in Amerika, der nicht die Kraft dazu besitzt, kein Gott wird ihm helfen, erbarmungslos wird er in den Abgrund versinken, von keiner Seele betrauert. Wie Viele in der alten Welt und zumal in Deutschland werden von den Anforderungen ihrer gesellschaftlichen Stellung zu Grunde gerichtet und dem Elend preisgegeben: Amerika ist darin glücklicher und verständiger, es kennt keine gesellschaftlichen Verpflichtungen, um deretwillen man sich ruiniren muß.

Lange mußten diese scheinbar zusammenhangslosen Massen der verschiedenen Nationalitäten, die alle ihre scharf ausgeprägten Charaktereigenschaften und Sitten besaßen, in der Stille wirken, bevor sie als wichtige Faktoren in die Gesammtheit eingreifen, sich auf beiden Seiten das Gefühl der Zusammengehörigkeit herausbilden und der Einwanderer bei dem Eingeborenen die Würdigung finden konnte, die er heute genießt, wo die einst so schroffen Nationalitätsgegensätze sich ausgeglichen, die Ecken und Kanten sich abgeschliffen haben.

Dem Irländer, der in Europa eine so geringe, in den Vereinigten Staaten dagegen eine erste Rolle spielt, gelang es, den Amerikaner aus seiner ureigensten Domäne, der Politik, besonders der städtischen, zu verdrängen, während der Deutsche, der es nie verstanden hat, politisch in der neuen Welt eine Rolle zu spielen, auf dem Gebiete des Geschäfts und der Musik, nachhaltige Erfolge erzielte. Schon durch ihre numerische Stärke sind diese beiden Völker es vor allen anderen gewesen, welche nachhaltig auf das Amerikanertumein gewirkt und ihre Züge der Physiognomie des Ganzen eingeprägt haben, und im Vergleich zu ihnen ist die italienische, nordische und die numerisch schwache französische bedeutungslos geblieben. Daß England zu den anderen Ländern nicht in Vergleich gebracht werden kann, liegt auf der Hand. Es ist das Mutterland Amerikas, und obgleich die große Tochter schon vor mehr als einem Jahrhundert abtrünnig wurde, hat sie sich doch zum großen Teil an der Kultur der Stammmutter großgesogen. Die Schätze der englischen Literatur sind Gemeingut der Amerikaner, deren gesellschaftliches Leben nach dem Muster des englischen gebildet ist und deren Sitten und Lebensweise noch immer eine frappante Uebereinstimmung mit dem Stammlande zeigen. Sogar die Sprache hat nur ganz unwesentliche Veränderungen erfahren, die sich auf die Bildung einer Anzahl von Amerikanismen und unbedeutende Veränderungen der Aussprache beschränken. Weder die große Entfernung, die allerdings Dank der Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts aufgehört hat, groß zu sein, noch die politische Trennung eines Jahrhunderts hat das Band innerer Zusammengehörigkeit stark lockern, geschweige gar lösen können, obgleich der Engländer noch immer nicht ganz verschmerzt hat, daß er einst aus dem Lande gejagt wurde. Im amerikanischen Secessionskriege standen die englischen Sympathieen zum großen Teil auf Seiten der Südstaaten, wofür die ungehinderte Ausrüstung der